

I. Komparatistiken: Allgemeine und Vergleichende Wissenschaften

1. Wissenschaftliches Vergleichen

Ihre wesentlichen methodologischen Grundlagen verdanken alle komparativen Wissenschaften den vergleichenden naturwissenschaftlichen Untersuchungen des 19. Jh.s, insbesondere denen der vergleichenden Anatomie und Physiologie. John Stuart Mill fasste deren Prinzipien in *A System of Logic* 1843 erstmals zusammen und lobte dabei den Vergleich als beste Möglichkeit, generalisierende Aussagen zu treffen (→ C 10). Schon Mill machte die auch heute noch in zahlreichen Komparatistiken gebräuchliche Unterscheidung zwischen »method of difference« und »method of agreement«. Diese Unterscheidung von differenz- und konkordanzanalytischen Verfahren kennzeichnet auch die Definition des Artikels »Vergleichung« im Grimmschen Wörterbuch, welche dort als »nebeneinanderstellung zweier ähnlicher dinge behufs gleichstellung oder behufs kritischer hervorhebung der ähnlichkeiten und unähnlichkeiten« (Grimm 1984, 479) bestimmt wird. Allgemein dient der Vergleich – sowohl zwischen einzelnen Objekten derselben Wissenschaft wie auch innerhalb eines offenen Spektrums prinzipiell gleichrangiger Einzeldisziplinen – als Instrument wissenschaftlicher Klassifikation und Kontrolle, wobei es in den Naturwissenschaften, aber auch in den statistisch unterstützten Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zusätzlich darum geht, empirische und kausale Beziehungen zwischen Variablen zu ermitteln.

Ausgehend von den botanischen, anatomischen und sprachgenetischen Studien Carl von Linnés, Georges de Cuviers und Wilhelm von Humboldts entwickelt sich im 19. Jh. parallel zur reinen Experimentalwissenschaft ein wissenschaftliches Verständnis von »Vergleichen«, welches das mittelalterliche und frühneuzeitliche Substanz- und Analogiedenken durch eine später u. a. von Rudolf Carnap philosophisch begründete Verbindung von »Messen« und »Vergleichen« ersetzt. Komparative Ausdrücke wie »wärmer« oder »kälter« bilden, so Carnap in *Philosophical Foundations of Physics* von 1966, die phäno-

menologische Grundlage für die Verwendung quantifizierender Begriffe. Der »komparative Begriff« sei »gewöhnlich die Vorstufe zu dem quantitativen Begriff« (Carnap 1986, 66).

In der szientifisch-analytischen Tradition der frühen Sozial- und Geisteswissenschaften tritt der Vergleich an die Stelle des positivistischen Experiments. Emile Durkheim, einer der Begründer der modernen Soziologie, bezeichnet den Vergleich daher entsprechend auch als ein »indirektes Experiment«, das auf verdeckten kausalen Wirkungen basiere (vgl. Durkheim 1991). Frühe komparatistische Aktivitäten außerhalb der Naturwissenschaften gab es vor allem in den philologischen und sprachwissenschaftlichen sowie den juristischen und pädagogischen Wissenschaften, die seit den 1817 erstmals publizierten Vorschlägen von Marc-Antoine Jullien de Paris zu einer veritablen, auf empirischen Erhebungen basierenden »Éducation comparée« zu den heute am stärksten institutionalisierten Komparatistiken gehören. Dennoch fungierten die Bio-Wissenschaften, insbesondere die vergleichende Anatomie, bis weit ins 20. Jh. hinein als komparatistische Leitwissenschaften.

Bezeichnend für dieses Primat der Naturwissenschaften ist auch die Biographie von Personen wie dem Sprachforscher William Jones, der neben seiner Ausbildung zum Botaniker bei dem Anatomen John Hunter gelernt hatte, morphologische mit genetischen Elementen in Verbindung zu bringen und dabei nach typologischen Ordnungen und »Urformen« zu fragen, was ihm erlaubte, als Erster eine gemeinsame Herkunft der indo-europäischen Sprachen zu postulieren. Ähnliches gilt für Wilhelm von Humboldt, der als Student in Jena anatomische Übungen belegte und mit seinem *Plan einer vergleichenden Anthropologie* (1795) gewissermaßen den Grundstein für eine allgemeine komparatistische Humanwissenschaft legte.

Im Folgenden soll nun, ausgehend von der Darlegung komparatistischer Grundfragen der Biologie, ein kurzer Abriss über Theorie und Praxis des Vergleichs in einigen Sozial- und Geisteswissenschaften gegeben werden. Für eine Vertiefung der hier nur in aller Kürze genannten Aspekte sei auf den bisher

umfangreichsten und wissenschaftstheoretisch genauesten Überblick, auf den von Hartmut Kaelble und Jürgen Schriever herausgegebenen Sammelband *Vergleich und Transfer* (2003), hingewiesen.

2. Einzelwissenschaften

2.1 Biologie

Traditionell im Zentrum der anatomischen Komparatistik steht die Beobachtung morphologischer Homologien. Erst im Vergleich verschiedener Organismen erscheinen »Form und Lage eines Organs gesetzmäßig« (Portmann 1983, 14). Entsprechend etablierte Ernst Mach 1896 »die Vergleichung« als »das mächtigste *innere* Lebenselement der Wissenschaft« (Mach 2010, 397). Im anatomischen Vergleich erhalte die Zoologie »statt eines Conglomerats zusammenhangloser Thatsachen ein geordnetes, aus gleichartigen Elementen bestehendes, von einheitlichen Motiven beherrschtes Bild« (ebd.). Dem positivistischen Interesse am Partikularen stand somit stets auch die Suche nach generalisierbaren Mustern zur Seite. So führte beispielsweise der Vergleich paläontologischer »Formreigen«, wie etwa die Reihung von Geweihbildungen bei verschiedenen Hirscharten oder der Vergleich von Raubtiergebissen, zu dem u. a. durch Ernst Haeckel populär gewordenen »biogenetischen Grundgesetz«, dem zufolge die ontogenetische Entwicklung eines Organismus eine Art abgekürzte Kopie der phylogenetischen Evolution darstelle.

Wegen dieser grundsätzlichen Überlagerung komparativer und genereller Forschungsperspektiven ist eine klare Unterscheidung zwischen vergleichender und allgemeiner Physiologie kaum möglich (vgl. Florey 1970, XI). Gewisse Schwierigkeiten ergeben sich beim anatomischen Vergleich auch hinsichtlich der Differenzierung von morphologischen, funktionalen und kausalen Zusammenhängen. So lasse sich, wie Wissenschaftstheoretiker immer wieder betonen, aus der »Identität der organismischen Konstruktion zweier Lebewesen« keineswegs mit Sicherheit schließen, »dass diese auch taxonomisch identisch seien« (Gutmann/Rathgeber 2011, 69). Erst eine evolutionsgeschichtliche Rekonstruktion könne hier Sicherheit schaffen. Dennoch gilt, auch und gerade in der Geschichte der Biowissenschaften,

dass die Feststellung von Analogien eine tragende Rolle bei der Entwicklung neuer Theorien bildet (vgl. Poser 2001, 264). Wissenschaftshistorisch interessant sind dabei die teilweise ideologisch und kulturell motivierten Unterschiede in der Anerkennung empirisch-komparativer Methoden (vgl. Rheinberger 2006).

2.2 Politikwissenschaft

Eine der »klassischen« Aufgaben der komparativen Politikwissenschaft ist der Vergleich politischer Systeme und Bewegungen. Historisch gesehen nahm sie ihren Ausgang beim Vergleich realer und idealer Staatsformen, wie er bereits in den typologischen Unterscheidungen von »Oligarchie«, »Demokratie« und »Tyrannis« bei Herodot, Platon und Aristoteles anzutreffen ist. Bis zur *Querelle des anciens et des modernes* im späten 17. Jh. stand bei dieser vergleichenden Regierungslehre (*comparative government*) – ganz im Sinne eines didaktischen Klassizismus – stets auch die Vorbildhaftigkeit älterer Staatsmodelle im Zentrum. Der Versuch Alexis de Tocquevilles, die Spezifika der Französischen Revolution im Vergleich zur amerikanischen Demokratie zu verstehen (vgl. seine Studie *Über die Demokratie in Amerika* von 1835), nahm sodann kulturalistische Perspektiven vorweg, die auch heute noch, neben strukturalistischen Ansätzen, in der modernen Politikwissenschaft bestimmend sind.

Die politische Komparatistik des 18. bis frühen 20. Jh.s interessierte sich zwar vor allem für den »Nationalcharakter«, den *esprit général* einer Nation (Montesquieu), fragte aber auch nach der politischen Stabilität und den Gründen für den Untergang von Staaten und Kulturen. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs drehen sich die komparatistischen Debatten vor allem um die Vor- und Nachteile von parlamentarischen und präsidentiellen Systemen, um die Unterschiede von Mehrheits- und Konsensdemokratien (vgl. Lijphart 1999), um Vergleiche von »linker« und »rechter« Wohlfahrtspolitik (»Parteidifferenztheorie«) oder um die Übertragbarkeit westlicher Demokratiestandards auf Länder des ehemaligen Ostblocks oder der »Dritten Welt«. Besonders beliebt war in Zeiten des Kalten Kriegs der Ost-West-Vergleich, der den Wettbewerb der Systeme in den Vordergrund stellte, eine Forschungsperspektive, die sich auch auf Untersuchungen über die Entwicklungszusammenarbeit zwischen Ländern des